



**Drew & Dylan Struzan**  
 »Oeuvre – Drew Struzan«  
 Titan Books, 2011, 314 Seiten  
 ISBN 978-0-857-68557-5

**H**ochwertige Gesamtausgaben haben Konjunktur. Dieser Trend aus dem Comic-Bereich erfasst scheinbar auch Bildbände. Gab es diese eine Zeit lang fast gar nicht, so kommen doch zumindest englischsprachig vermehrt solche gebundenen Augenschmeichler auf den Markt. Drew Struzan ist allerdings ein Name, der nicht wirklich Bekanntheitsgrad hat – aber das sollte er eigentlich, zumindest allen Filmfreun-

den. Besteht doch das Hauptwerk des Grafikers aus Filmplakaten und Film-Illustrationen. Als wohl wirklich fast jedem bekannt, seien hier nur die STAR WARS- und INDIANA JONES-Filmplakate genannt. Struzan hat einen großen Anteil daran, die Plakatmalerei zu einer Kunstform zu erheben, und so kann man in dem sehr hochwertigen 300-Seiten-Wälzer in über dreißig Jahren Erinnerungen schwelgen und eine Vielzahl von Entdeckungen machen: Oh, das war auch von ihm! Ein ausführlicher Abbildungsnachweis am Ende des Bandes ordnet den Bildern Titel, Originalgröße und (Herstellungs-) Technik zu. Leider nicht das Erscheinungsdatum, hierzu gibt es einen weiteren alphabetischen Copyright-Nachweis – der aber nicht auf die Abbildungsseite verweist, schade, diese Informationen hätte man strukturierter zusammenfassen können, um unnötiges Blättern zu vermeiden.

Günter Puschmann



**Alisha Bionda (Hrsg.)**  
 »Odem des Todes«  
 Voodoo Press, 2011, 267 Seiten  
 ISBN 978-3-902802-06-4

**U**nermüdet ist Alisha Bionda unterwegs, in ihren Anthologien den deutschsprachigen Autoren einen Platz zu bieten, sich zu präsentieren. Dabei gibt sie in aller Regel ein Thema vor, dessen Ausgestaltung dann den jeweiligen Verfassern obliegt. Für ihren neuesten Sammelband im umtriebigen Voodoo Press Verlag hat sie sich eines der Großmeister der phantastischen Literatur angenommen.

Edgar Allan Poe ist nicht nur Genreliebhabern ein Begriff, sondern zählt zurecht zu den bekanntesten Autoren unserer Zeit. Doch statt, wie eigentlich zu erwarten war, eine Kurzgeschichtensammlung aufzulegen, in der sich die Beiträge darum bemühen, die ganz eigene Art und Weise, wie Poe seine Leser in Angst und Schrecken versetzte, zu kopieren, sollten Biondas Verfasser in ihren Beiträgen Poe selbst auftreten lassen. Dabei geht Fiktives mit Realem eine Synthese ein, die den Leser so manches Mal zweifeln lässt, ob das Geschilderte nicht doch tatsächlich so passiert ist.

Wie bei Alisha Bionda inzwischen schon gewohnt, wird jede Geschichte von einer zum Inhalt passenden Illustration aus der Werkstatt Crossvalley Smiths begleitet. Bei der Lektüre fiel mir auf, dass – so unterschiedlich sich die Beiträge auch präsentierten, so verschieden die Autoren inhaltlich wie stilistisch vorgingen – sich das Niveau der Storys erfreulicherweise beeindruckend hoch präsentierte.

Den Auftakt der dreizehn Beiträge macht Arthur Gordon Wolfs Story »Die Geister der Vergangenheit«. In einem unbekanntem Brief enthüllt Poe Kindheitserinnerungen über seine traumatischen Erlebnisse mit einer einäugigen Katze und einem Kohleberg, unter dem er als Junge verschüttet wurde. Geschickt baut der Autor hier mit Hilfe der Geschichte in der Geschichte eine unheimliche, beklemmende Atmosphäre auf, die den Leser in ihren Bann zieht. Stilistisch sehr nah an Poe, überzeugt dieser Auftakt auf der ganzen Linie.

In Florian Hillebergs »Süße Liebe Wahnsinn« wird der heranwachsende Poe von einer verwitweten Nachbarin verführt. Was als gemeinsame Liebe zu Lord Byron beginnt, das nimmt nur zu bald morbide und surreale Züge an. Insbesondere der zunächst schleichende Wahnsinn, dem sich die Vierzigjährige zunehmend aussetzt, prägt die atmosphärisch dichte Erzählung. Nicolaus Equiamicus' »Die Rosenbrosche« greift das Thema der Dupin-Geschichten auf. Poe nimmt darin Rache für den Mord an seiner Liebsten. Geradlinig erzählt, gehört die Geschichte zwar nicht zu den Highlights des Bandes, weiß aber dennoch spannend zu unterhalten.

In Christian Endres' »Das Urteil« greift der Autor, der insbesondere durch seine gelungenen Holmes-Beiträge auf sich aufmerksam machte, das Mysterium um die letzten Worte Poes auf. Die Verbindung zu den altnordischen Göttergestalten birgt sicherlich so manche Überraschung für den Rezipienten. In Sören Preschers »Metzenger« begegnet Poe einem gar seltsamer Sammler, der es auf die in dieser Kombination ungewöhnlichen Gefühle Verzweiflung, Entschlossenheit und Vorahnung abgesehen hat. Geschickt zeichnet der Autor einen Poe, der – vorliegend von Metzenger – förmlich getrieben wird, der zwanghaft seine literarischen Ergüsse zu Papier bringt.

Dave T. Morgans »Auf Messers Schneide« stellt das Leiden und den drohenden Schwindsuchttod von Poes Frau in den Mittelpunkt. Gerade die sehr intensiv und einfühlsam geschilderte Hoffnungslosigkeit Poes angesichts des Leidens seiner Geliebten ist sehr gelungen ausgeführt.

Es schließt sich die umfangreichste Novelle des Bandes an. In der Titelgeschichte »Odem des Todes« von Erik Hauser nimmt Poes Bruder eine bedeutende Rolle ein. Der ältere der beiden schreibenden Brüder erzählt kurz vor seinem Tod von einer Reise als Matrose auf eine der Südseeinseln. Hier werden die Seefahrer zunächst willkommen geheißen, erhalten Rum und Liebesdienste, sollen aber dann B'al Tok geopfert werden. Geschickt nutzt Hauser die Abenteuergeschichte, um neben dem extrovertierten Matrosen seinen introvertierten und immer in dessen Schatten stehenden Bruder näher zu beleuchten. Dabei erhalten wir in kleinen Nebensätzen Einblick in den leidvollen Alltag Poes, der geprägt ist von Armut und Not und ihn erst dazu anhält, seine Sätze zu Papier zu bringen. Intensiv, gleichzeitig unauffällig zeichnet der Autor ein lebensechtes Bild Poes, dessen Tiefe von keiner der anderen Erzählungen auch nur annähernd erreicht wird.

Felix Woitkowskis »Adisons Pforte« zeigt uns Poe zu seiner Zeit in West Point. Zusammen mit seinem Zimmergenossen macht Poe sich auf die Suche nach der Höhle des Mannes, der vor Jahrzehnten die Indianer um ihr Land geprellt hat. Dass und wie diese sich rächen, ist in der Geschichte nachzulesen. Auch wenn der Unterhaltungs- und Spannungswert hoch ist, vermag der Autor nicht an die atmosphärisch dichte Stimmung seines Vorgängers anzuknüpfen.

Andreas Flögels »Die fehlenden Köpfe« zeigt uns Poe erneut als Detektiv. Die Honoratioren seiner Heimat setzen ihn auf eine Mordserie an, bei der der Täter die Köpfe seiner Opfer entwendet. Auch wenn Poe als Person hier relativ undeutlich bleibt, weiß der Detektivplot per se zu überzeugen.

Dieter Winklers »Familienbande« zeigt uns den Schüler Edgar, der von seinen Mit-Eleven getriezt wird – und gewieft, wie er ist, seinen Kopf aus der Schlinge zieht und sich rächt. Zwar fehlt das phantastische Element, dafür entschädigt aber letztendlich der untypische Triumph Poes.

Damian Wolfes »Der Handel« greift ein bekanntes Versatzstück auf. Poe kauft eine Schatulle, die ihn letztlich dazu verdammt, selbstzerstörerisch und getrieben zu schreiben. Leider bleibt die Person Poe vorliegend eher blass, kommt kaum wirklich Stimmung auf.

Desirée Hoeses »Dunkel sind die Kammern deiner Träume« lässt Howard P Lovecraft auf dem Anwesen Usher auf Poe treffen. Die bezwingende Idee, Poe in seiner Gedankenwelt auf HPL treffen zu lassen, wurde leider nicht ganz adäquat umgesetzt. Statt überwältigenden Horror erwartet den Leser eine etwas zurückhaltende, stille Story.

Den Abschluss macht Michael Schmidts »Schwarz wie Blut«, der erneut Poes Bruder integriert. Zusammen werden die ungleichen Brüder geprüft, um herauszufinden, wer von den beiden literarisch die bedeutenderen Spuren in der Welt hinterlassen wird. Geschickt hat es der Autor nicht nur verstanden, die Spannung bis zum Finale aufrechtzuhalten, sondern auch, damals alltägliche Entwicklungen – das Dampfross, das die

Pferde ersetzt – einzubauen.

Florian Hillebergs informatives Essay sowie Portraits der Herausgeberin und des Illustrators schließen den Band dann ab. Wie bereits angedeutet, stechen insbesondere die atmosphärisch dichten Erzählungen aus der Feder von Erik Hauser, Florian Hilleberg, Dave T. Morgan und Arthur Gordon Wolf aus den durchweg ansprechenden Geschichten heraus. Sie alle präsentieren uns einen etwas anderen Einblick auf einen der bedeutendsten Phantasten, nähern sich ihm aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel und faszinieren so ihre Leser.

Carsten Kuhr



**Brian Keene**  
»Eingesperrt«  
Übersetzt von Markus Mäurer  
Atlantis Verlag, 2011, 82 Seiten  
ISBN 978-3-941-25896-9

Rezension

**B**rian Keene, der bei uns bislang vor allem durch Zombie- und Endzeitromane in Erscheinung trat, legt mit »Eingesperrt« eine (beinahe) nichtphantastische Novelle im Stil von Richard Laymon vor.

Kurz vor Ladenschluss betritt ein schwer bewaffneter Mann einen Elektronik-Fachhandel und erschießt zwei der Angestellten ohne zu zögern. Dabei bleibt der Killer geradezu unnatürlich ruhig. Offenbar werden die überlebenden Mitarbeiter Zeugen eines wahnsinnigen Amoks. »Ich brauche nur sechs«, verkündet der Fremde geheimnisvoll.

Die vor Entsetzen nahezu gelähmten Verkäufer werden im Lager in einen Stahlkäfig gesperrt. Die einzige Frage, die alle beschäftigt, ist: Was will der Fremde von ihnen? Er verhält sich nämlich keineswegs so, als ob er den Laden ausrauben wollte. Die Lage wird immer bizarrer, als der schwarze Mann einen der Angestellten auffordert, alle Satellitenanschlüsse der Fernseher und digitalen Kanäle der Radios zu kappen. Schon bald dringt nur noch statisches Rauschen zu den eingeschlossenen

Männern herüber.

Und dann beginnt der Fremde, einen nach dem anderen aus dem Käfig zu holen. Niemand kehrt zurück. Was macht der Wahnsinnige nur mit seinen Opfern? Tötet er sie? Oder stellt er vielleicht noch viel schlimmere Dinge mit ihnen an? Für die hilflos ausharrenden Männer erweist sich die Ungewissheit als noch grausamer als der Tod.

Brian Keene hat bereits mit der Erzählung »Angst vor dem Sturz« hinlänglich bewiesen, dass er auch ein Meister der Kurzprosa ist; in »Eingesperrt« allerdings sucht man diese Finesse vergeblich. Der Leser bangt und rätselt zusammen mit den Eingeschlossenen, was wohl die Beweggründe des Wahnsinnigen sein mögen. Die »Auflösung« erfolgt dann jedoch auf derart krude und unbefriedigende Art und Weise, dass der ganze lange Spannungsaufbau im Grunde ins Leere läuft. Gerade von Keene hätte man sich hier eine etwas »ansprechendere Lösung« erwartet. So bleibt »Eingesperrt« eine harte, böse Thrillernovelle, die am Ende nicht hält, was sie am Anfang verspricht. Schade.

Wer lesen will, wie man es »richtig« macht, dem sei die Novellensammlung »Triage« ans Herz gelegt. Hier gehen drei Autoren (Jack Ketchum, Richard Laymon und Edward Lee) von genau derselben Ausgangssituation aus: Ein Fremder betritt einen Laden und eröffnet das Feuer. Doch was dann jeweils geschieht, ist intelligent, böse und wohl durchdacht. Drei Novellen mit Twists, die es in sich haben!

Andreas Wolf



**Catherine Jinks**  
»Mit Zähnen und Klauen – Mein Leben als Werwolf«  
Übersetzt von Cornelia Stoll  
dtv premium, 397 Seiten  
ISBN 978-3-423-24885-3

Rezension

**S**tellen sie sich das einfach einmal vor: Sie schlafen abends ein, horchen an ihrem Kopfkissen und finden sich am nächsten Morgen splitterfasernackt im Freigehege mitten unter Dingos wieder. Nun ist das bei uns in Australien vielleicht angesichts subtropischer Temperaturen nicht ganz so schlimm, doch das Warum und das Wie kann einen ganz schön beschäftigen.

Erlauben Sie, dass ich mich vorstelle? Tobias Vandavelde ist mein Name, knapp 14 Jahre bin ich alt und eigentlich nichts wirklich Besonderes. Zusammen mit meinen Kumpeln mache ich die Gegend ein wenig unsicher – nichts Ernstes, keine Drogen oder Schlägereien, nur ein wenig die Sau rauslassen –, wobei mich mein guter Geruchssinn und meine Reflexe vor dem Schlimmsten bewahren.

Zurück zum Thema. Da wache ich also ohne Erinnerung, wie ich in den Park gekommen bin, auf und werde im Krankenhaus auf Herz und Nieren untersucht, natürlich ohne Ergebnis.

Das alles ist mir schrecklich peinlich, zumal das Fernsehen dafür gesorgt hat, dass ich es zu einer gewissen lokalen Berühmtheit gebracht habe. Kaum wieder zu Hause, melden sich prompt aufdringliche Reporter und ganz merkwürdige Leute bei mir. Stellen sie sich das mal vor! Die behaupten doch allen Ernstes, ich sei ein Werwolf! Verrückt oder? Und dann wollen sie, dass ich mich ihrer Selbsthilfegruppe anschließe – die spinnen doch.

Das Beste kommt noch: Da soll es doch tatsächlich Leute geben, die Werwölfe gefangen nehmen und für viel Geld bis zum Tod gegeneinander kämpfen lassen. Allein der Gedanke ist pervers. Das gibt es doch nicht.

So dachte ich zumindest, bis mich zwei Typen kidnappen und im Outback in einen Käfig sperren.

Ich habe Glück, dass mir die Verrückten, die mich über meinen Zustand aufklären wollten, zu Hilfe eilen – doch dann gerate ich vom Regen in die Traufe, denn es gibt nicht nur Werwölfe, sondern auch ...

Catherine Jinks nimmt sich auf ihre ganz eigene, vergnügliche zu lesende Art einem Thema an, das gerade in den letzten Jahren enorm an Popularität gewonnen hat. Geschichten um übernatürliche Wesen erfreuten und erfreuen sich bei Verlagen und Lesern großer Beliebtheit. Das Spiel mit dem »Was wäre, wenn« hat durchaus seinen Reiz – besonders, wenn es so virtuos und locker aufbereitet wird wie in Jinks' Roman.

Voller Drive in einem dem jugendlichen Ich-Erzähler angepassten Tonfall berichtet uns Tobias von seinem, nun, nennen wir

es einfach Schicksal. Das atmet viel Flair, überzeugt insbesondere in der glaubwürdigen Zeichnung des Protagonisten und liest sich locker und spannend auf einen Rutsch weg. Tobias hört sich dabei nicht nur genauso an, wie sich seine Altersgruppe ausdrückt, er verhält sich auch entsprechend. Neben seinen Freunden überzeugt aber auch die Zeichnung der besorgten, alleinerziehenden Mutter.

Leider, und das ist das einzige, große Manko des Buches, hält die Autorin ihren anfänglich so herzerfrischend bodenständigen, schnoddrigen Tonfall und die ganz im Hier und Jetzt ruhenden Handlungsfäden nicht durch. Mit der Verlagerung des Plots ins Outback kippt der Text, sowohl stilistisch wie inhaltlich. Statt selbstironischen Ergüssen erwartet den Leser plötzlich und unmotiviert ein Kampfszenario, das inhaltlich und von der Ausführung her nicht zu der ersten, überragen-

den Hälfte des Buches passt. Statt Situationskomödie nun also plötzlich nicht immer in sich logische Action, statt intelligentem Witz Blut und plumpe Gewalt.

Hätte die Autorin doch den Mut besessen, ihre Geschichte unauffällig, aber eindringlich weiter zu erzählen, sie hätte ein großartiges Buch vorgelegt. So folgt einem tollen Auftakt ein eher im Gewohnten versinkendes Finale, das gerade wegen des fulminanten Beginns letztlich enttäuscht.

Zu erwähnen ist noch das aufsehenerregende Hologramm-Cover, das alternierend das Bild eines jungen Mannes und eines Wolfs zeigt. Da hat sich der Verlag etwas einfallen lassen!

Carsten Kuhr



**Rian Hughes / Imogene Foss**  
 »Hardware – The Definitive SF  
 Works Of Chris Foss«  
 Titan Books, 2011, 240 Seiten  
 ISBN 978-1-848-56698-9

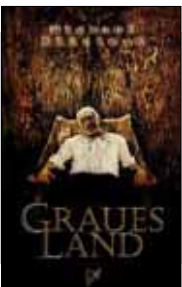
Rezeption

Als ich diesen Bildband entdeckte, bekam ich eine Gänsehaut – die Werke des legendären Chris Foss. Wer eine Faible für SF-Grafik hat, wird sich sicherlich an den Moewig-Bildband von 1980 erinnern: Raumschiffe von Foss (Originaltitel: »21ST CENTURY FOSS«), der bei mir leider schon arg gelitten hat, und bei dem ich immer hoffte, mal eine Neuauflage zu erle-

ben. Und es ist weit mehr als das, es ist der wohl vollständigste Überblick über Foss' Gesamtwerk einschließlich etlicher Raritäten wie Skribbles oder Comic-Versuchen aus den frühen 60er und 70er Jahren. Alle Abbildungen sind betitelt, einschließlich Veröffentlichungsnachweis und Entstehungsdatum.

Schon die Aufmachung des Einbandes vermittelt ein sehr wertiges Gefühl: In einem glanzveredelten Bereich findet sich – matt – das charakteristische Foss-Logo, die untere Diagonalschraffur setzt sich in den Vorsatzseiten fort, und die gewählte Schriftfont ist zwar in den einleitenden Texten schwer zu lesen, passt jedoch wunderbar zum leichten Retroambiente des Foss'schen Gesamtkonzeptes – hervorragend, endlich mal eine Hoffnung auf ein Buch, die mehr als erfüllt wurde. Zumal dieses Werk als gebundene Ausgabe die Zeit sicher etwas besser überstehen wird als das gute »21ST CENTURY« von 1980.

Günter Puschmann



**Michael Dissieux**  
 »Graues Land«  
 Luzifer-Verlag, 2011, 276 Seiten  
 ISBN 978-3-943-40803-4

Rezeption

Der Debütroman von Michael Dissieux handelt von einem alten Mann, der recht zurückgezogen irgendwo in den Bergen Nordamerikas lebt und aufopferungsvoll seine demente Frau pflegt. Eines Tages allerdings ändert sich der gewohnte Tagesablauf. Es beginnt damit, dass der Zeitungsbote nicht mehr erscheint, dann fällt der Strom aus. Das Letzte, was der Mann im Fernsehen mitbekommen hatte, waren Berichte über verheerende Terrorangriffe in Europa, denen mehrere Städte zum Opfer fielen. Ist diese Terrorwelle nun etwa auch nach Amerika gedungen? Doch was sind das für seltsame Wesen, die plötzlich des nachts um sein Haus schleichen? Es scheinen weder Menschen noch Tiere zu sein.

Als die Vorräte zur Neige gehen, sieht sich der Mann gezwungen, zum nächsten kleinen Laden zu fahren. Doch auch hier hat sich alles auf dramatische Weise verändert. Der Geschäftsinhaber, mit dem er über viele Jahre eng befreundet war, empfängt ihn mit vorgehaltener Waffe. Offenbar glaubt er, einen bedrohlichen Feind vor sich zu sehen, ein Mitglied der fremden Wesen, die er nur mit »sie« bezeichnet. Doch wer sind diese »sie«? Und was ist überhaupt mit den übrigen Menschen, mit der ganzen Welt außerhalb der abgelegenen Bergregion geschehen? Ganz allmählich beginnt der alte Mann zu begreifen, dass etwas viel Bedrohlicheres als Terrorismus das Land in seinem Griff hat. Und das Antlitz der Welt wird sich für alle Zeiten verändern.

»Graues Land« ist ein düsterer beklemmender Endzeitroman, dessen Stärke vor allem in seiner Ruhe und seiner starken Fo-

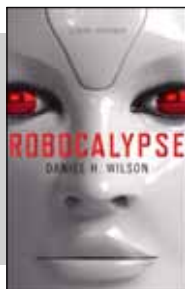
kussierung auf nur wenige Akteure besteht. Auch wenn Dissieux' Erstling klare Parallelen zu Werken Stephen Kings wie »Der Nebel« und »Das letzte Gefecht« aufweist (ein Satz aus »Der Dunkle Turm« ist sogar ein Leitmotiv), so geht er doch seinen eigenen Weg. Der Autor begeht nämlich nicht den Fehler, gleich bei seinem ersten Roman das große Ganze schildern zu wollen; stattdessen sucht er das schleichende Grauen im Mikrokosmos einiger weniger Personen aufzudecken. Und dies gelingt mit einem souveränen Stil, der niemals reißerisch oder actionlastig ist. Der Leser erfährt den Großteil des Geschehens aus Sicht des alten Mannes. Einen Roman in der ersten Person Präsens zu verfassen, ist ein nicht geringes Wagnis, doch Dissieux meistert auch diese Hürde mit Bravour. Ganz allmählich enthüllt sich dem Leser – zusammen mit dem Erzähler – ein immer düsterer werdendes Szenario, eine Apokalypse ungeahnten Ausmaßes. »Graues Land« verzichtet dabei (fast vollkommen) auf blutgierige Monster und andere »Special Effects«; meist reichen nur ein Schatten, ein flüchtiger Schemen oder ein Geräusch aus, um eisiges Grauen zu erzeugen.

Mit »Graues Land« hat Michael Dissieux ein fulminantes Debüt hingelegt, das sich vor amerikanischen Vorbildern nicht zu verstecken braucht. Der Roman ist ein weiterer Beweis dafür, wie qualitativ hochwertig eben auch deutsche Phantastikautoren zu schreiben vermögen.

Zu erwähnen sind auch die düsteren Illustrationen von Timo Kümmel (der auch das Cover entwarf), die kongenial die düstere Atmosphäre des Romans einfangen. Zusammen mit der Aufmachung (Klappbroschur) und perfekten Bindung kann man dem noch jungen Luzifer-Verlag zu diesem Buch nur gratulieren. Bitte mehr davon!

Andreas Wolf





**Daniel H. Wilson**  
»Robocalypse«  
Droemer Verlag, 2011, 462 Seiten  
ISBN 978-3-426-22600-1

Rezension

**M**it dem Rücken zur Wand, verwandelt sich der Mensch in ein anderes Tier.«  
»Mag sein. Aber ein Tier bleibt er trotzdem.«

Bei der Suche nach Antworten erschafft die Menschheit ihre eigene Nemesis in Form einer grenzenlos überlegenen KI. Sicher keine neue Thematik in der SF (Terminator, Matrix, etc.), aber selten sind die Auswirkungen beim Kampf Mensch gegen Maschine so nachvollziehbar realistisch beschrieben worden.

Wie immer beginnt es simpel: Man experimentiert mit einer Software-KI, die man schon Dutzende Male wieder gelöscht hat, sobald Probleme auftraten. Und ebenfalls wie immer, hört man in einem Versuch nicht früh genug auf. Die KI findet eine Lücke in ihrer Isolationsabschirmung und verbreitet sich in die Welt.

Geschildert wird das Geschehen u.a. in Form von Rückblicken, Gesprächsprotokollen, Tagebuchaufzeichnungen oder Mitschnitten von Kameras. Gerade durch diese eher unpersönliche Darstellung, die teils einer Faktendarstellung oder Reportage gleicht, scheint die Geschichte erschreckend authentisch. Ebenso die Charakterisierung der Hauptpersonen, durchweg stimmig und glaubwürdig im Verhalten und der persönlichen Entwicklung im Verlauf der Handlung – und das gilt nicht nur für die menschlichen Protagonisten, sondern auch für Neun Null Zwo, einen der ersten erwachten Robots, die sich auch von der KI ARCHOS nicht unterdrücken lassen wollen. Dringend empfehlenswert!

Günter Puschmann



**J. L. Bourne**  
»Tagebuch der Apokalypse 2«  
Heyne Verlag, 2011, 448 Seiten  
ISBN 978-3-453-52819-2

Rezension

**W**ieder eine Apokalypse und wieder Zombies. Es verblüfft doch immer wieder, aus wie vielen unterschiedlichen Sichtweisen sich dieser Untotenthematik nähert werden kann – hier schon im zweiten Band, und der Dritte soll in Kürze in der deutschen Übersetzung folgen. Um es vorweg zu nehmen: Das ist in diesem Fall auch gut so, denn der zweite Band ist schon eine deutliche Qualitätssteigerung zum Debüt und schürt die Spannung auf das Folgende.

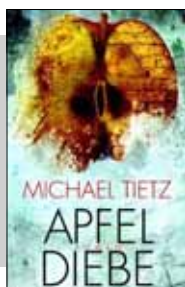
Kurzer Rückblick: Im ersten Teil ging es um einen mysteriösen Virus, der in China seinen Ursprung hatte und sich in einer beispiellosen Pandemie ausbreitete. In einer verzweifelten Aktion wurden als letzte Hoffnung die (amerikanischen) Großstädte mit Atombomben vernichtet – im Glauben, die Ausbreitung der Zombies so unter Kontrolle zu bekommen. Ein Irrglauben, denn den Teufel mit dem Belzebub auszutreiben, hat sich noch nie wirklich bewährt. So auch hier – mal von so unbedeutenden Sachen wie radioaktivem Fallout abgesehen, mutieren einige Zombie-Exemplare. Was macht den Standartzombie aus: ein IQ von ca. drei und die Betriebsgeschwindigkeit eines durchschnittlichen Rollators. Wie wirken sich da Unmengen von

Becquerel aus? Vom Zombiestandpunkt aus sehr positiv – die entsprechenden Exemplare agieren nunmehr durchaus vernunftbegabt und bewegen sich eher wie Leistungssportler ... Vom Standpunkt der überlebenden Menschen eher unvorteilhaft, da sie eine Form von Hierarchie in die tumben Untotenheere bringen und sie scheinbar steuern können.

Endete Band 1 mit dem Erreichen und der erfolgreichen Verteidigung einer Bunkeranlage als sicherer Zuflucht der Menschen um den namenlosen Helden, einem Ex-Militär-Piloten, so folgt Band 2 ansatzlos diesem Plot und spinnt die Geschichte intelligent weiter. Von dieser Basis erfolgen Erkundungsmissionen in die Umgebung und Beschaffungsaktionen für Material, Waffen und Verpflegung. Lebte Teil 1 noch vom Schockeffekt der Situation, kehrt jetzt ansatzweise Normalität, also das Arrangieren mit der Realität ein. Das bleibt jedoch nur die erste Buchhälfte über so, bis der Held bei einem Hubschrauberflug abstürzt und sich schwer verletzt wieder zur Basis zurück schlagen muss. Zudem kommt es in Band 2 zum Kontakt mit weiteren überlebenden militärischen Strukturen und damit zu einem Hoffnungsschimmer für die Protagonisten. Ein wenig zwiespältig macht mich das nachrichtliche Gutachten am Ende des Bandes. Deutet es doch sehr viel von der weiteren Entwicklung an, und – leider – auch eine Erklärung, wie es überhaupt zu alledem kam, doch davon mehr, wenn Band 3 vorliegt.

Ach ja, besonders positiv ist, dass die Geschichte in ihrer Gesamtheit als Tagebuch geschrieben wurde – der Titel ist also wörtlich zu nehmen. Und das macht die Geschehnisse mehr als beklemmend.

Günter Puschmann



**Michael Tietz**  
»Apfeldiebe«  
Bookspot Verlag, 2011, 464 Seiten  
ISBN 978-3937357522

Rezension

**D**urch sein fulminantes Debüt (»Rattentanz«) ist Michael Tietz regelrecht »über Nacht« zu einem der Top-Phantastik-Autoren der deutschsprachigen Szene avanciert. Nun legt er mit »Apfeldiebe« seinen mit Spannung erwarteten zweiten Roman vor.

Auch wenn Tietz diesmal nicht auf der riesigen, globalen Leinwand »malt«, so bleibt er sich in Punkto regionale Vorlieben

treu: Erneut ist die Heimat des Autors, der Südschwarzwald, Dreh- und Angelpunkt der Handlung. Im Nachwort betont Tietz zwar, dass »Apfeldiebe« durchaus auch an jedem anderen Ort in Deutschland hätte spielen können, der Leser spürt jedoch die Vertrautheit des Autors mit dieser Gegend, was zu einer nicht unbedeutenden Authentizität der Handlung führt. Die kleinen Orte Wellendingen und Witlekofen werden so zu Tietz' Antwort auf Derry und Castle Rock von Stephen King. Und Kings Stimme ist es auch, die stets leise im Hintergrund mitschwingt. Der Roman erinnert – was Charaktere und Handlung betrifft – sehr stark an Kings Novelle »Die Leiche«. Hier wie dort brechen mehrere Jugendliche heimlich auf, um ein aufregendes, möglicherweise gefährliches Abenteuer zu erleben. Und das, was die Jungen schließlich erleben, wird ihrer aller Leben von Grund auf ändern. Es ist eine eher ungewollte Initiation, die das Ende der Kindheit einläutet.

Tietz' »Apfeldiebe« bestehen aus fünf sehr unterschiedlichen Jungen: Da ist zum einen Alex, ein kräftiger, groß gewachsener

13-Jähriger, der sich allerdings auch gerne allein zurückzieht, um in den Ruinen einer alten Burg Ritter spielen zu können. Sein Freund Max ist ein unglücklicher, dicklicher Junge, der seine Minderwertigkeitsgefühle mit unmäßiger Fresslust zu kompensieren sucht. Und mit weitaus dunkleren Beschäftigungen. Immer an seiner Seite ist sein kleiner Bruder. Der 10-jährige Timi himmelt Max förmlich an, auch wenn dieser zuweilen äußerst widerwärtig sein kann.

Erst neu an der Schule ist dagegen Rufus. Nachdem zwei schwere Schicksalsschläge seine Familie getroffen hatten, ist er zusammen mit seinem Vater von Hamburg an diesen entlegenen Ort im Schwarzwald gezogen. Ähnlich wie Alex – doch aus anderen Beweggründen –, zieht er sich immer wieder ganz allein zu einem bestimmten Sendemast zurück. Er demonstriert seine Stellung als Außenseiter zusätzlich, indem er ausschließlich schwarze Kleidung trägt.

Der Fünfte im Bunde ist der 10-jährige Kasimir, eine rothaarige »Brillenschlange«, die allerdings mit ihrem Verstand selbst »die Großen« locker in die Tasche steckt. Wegen seiner schwächlichen Figur ist der Junge das permanente Opfer für die Streiche und Hänseleien seiner Mitschüler. Doch Kasimir will unbedingt zu der Gruppe der Älteren gehören, und daher erträgt er selbst die Beschimpfung als »Mädchen«.

Das Abenteuer nimmt seinen Anfang, als Alex beim Spiel nahe der Burgruine zufällig ein verborgenes, halb verschüttetes Verlies im Waldboden entdeckt. Die fünf Jungen beschließen kurzerhand, den Raum näher zu erforschen. Feierlich leisten sie zuvor einen Schwur, niemandem etwas davon zu erzählen. Es sind Sommerferien, und so werden die Eltern keinen Verdacht schöpfen, wenn sie zum Spielen in den Wald gehen.

Der unterirdische Raum erweist sich als größer und interessanter als anfangs geglaubt; immer tiefer dringen die jungen Forscher in die verzweigten Gänge einer uralten Befestigungsanlage. Alte Lanzen und Ketten bringen die Jungen schließlich auf die Idee, die alte Zeit wieder aufleben zu lassen. Sie spielen ein »Ritter«-Fangspiel. Doch plötzlich gerät das Spiel aus dem Ruder; während Rufus den Häschern entkommen kann, wird

Kasimir brutal mit Ketten an der Decke aufgehängt. Vor allem Max findet immer größeren Gefallen daran, seine Macht an einem Schwächeren auszukosten. Als Rufus versucht, Kasimir zu befreien, kommt es zur Katastrophe: Ein großer Teil des Eingangs stürzt ein und begräbt die Jungen unter sich. Für die Überlebenden beginnt eine Zeit des Schreckens, denn in der Finsternis lauert nicht nur der Tod durch Verdursten und Verhungern. Ganz langsam erwachen seltsam verstörende Gedanken in den Köpfen der Eingeschlossenen. Und einer von ihnen will auf keinen Fall wieder zurück an die Oberfläche, koste es, was es wolle.

Anders als in »Rattentanz« inszeniert Tietz in seinem neuen Roman ein düsteres Kammerspiel von verstörender Eindringlichkeit. Zwar mag die Auswahl seiner Charaktere etwas stereotyp daherkommen (der gebrochene Anführer, der verklemmte Dicke, der schlacksige Nerd, der schweigsame Outsider), doch in der Art, wie er seine Figuren interagieren lässt, entsteht ein durchaus eigenständiges Psychodrama. Ein sehr finsternes Coming-of-Age-Melodram.

Ein weiterer gelungener »Schachzug« ist die Integrierung einer außen stehenden Person, die nur durch Zufall den Aufenthaltsort der verschütteten Jungen kennt, und dennoch schweigt.

»Apfeldiebe« mag zwar Elemente aus Kings »Die Leiche« oder Goldings »Herr der Fliegen« enthalten, Tietz gelingt es allerdings, seinem Roman einen durchaus individuellen Stempel aufzudrücken. Sehr souverän lässt er die Spannung zwischen den einzelnen Protagonisten immer stärker wachsen, enthüllt er düsterste Traumata, die die Handlungen der Betroffenen plötzlich in einem ganz anderen Licht erscheinen lassen, bis schließlich alles in einem unvermeidlich scheinenden Crescendo endet.

Mit seinem neuen Roman belegt Michael Tietz eindrucksvoll, dass sein »Rattentanz« kein Zufallserfolg war. »Apfeldiebe« ist packende Erzählkunst vom Feinsten. Lesen!

*Andreas Wolf*

